Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 6. Januar — 1916

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh. — Telefon 202.

Inhalt: Ein Lied Luthers für Neujahr 1916 — Erhebet eure Häupter — Der Sieg des Deutschen. Etwas vom geistigen Kriegsziel. Erste Hälfte — Rudolf Eucken über die Idee der Feindesliebe — Manchem. Gedicht — Bilder aus dem bisherigen Neuserbien. Erstes Stück — Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst. 1. In Mansfeld und Magdeburg; 2. In Eisleben — Verschiedenes: Deutsches Warenbuch (Popp); Die armenische Frage (Bratter); Der heiliae Krieg (Galli); Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter (Troeltsch); Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg (Pfeilschifter u. A.); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Ein Lied Luthers zum Neujahr 1916

Verley vns frieden gnediglich
Herr Got zu vnsern zeiten.
Es ist ya doch kein ander nicht,
Der für vns künde streitten
Denn du vnser Godt alleine.
Godt gib frid in deinem lande
Glück vnd heil zu allem stande.

Erhebet eure Häupter

Wenn aber dieses anfänget zu geschehen, so sehet auf und erhebt eure Häupter, darum daß sich eure Erlösung nahet. Luk. 21, 28.

Auch frommer Verheißungsglaube bleibt im Dunkel über die Zeit der Erfüllung. Wann wird die Erlösung kommen? Wann der jüngste Tag? Kein Prophet gibt Antwort. Der Apokalyptiker versucht es, aber seinem Wagnis haftet schon etwas Unfrommes an. Tag und Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater (Mark. 13, 22).

Und gerade dies wüßten die Menschen gar zu gern. Wann wird der Friede kommen? Wie lange dauert der Krieg noch? Noch ein halbes, ein ganzes Jahr, — länger? Als ob wir, wenn wir das wüßten, glücklicher sein würden.

Da Jesus gen Himmel fuhr, fragten ihn die Jünger: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er sprach zu ihnen: Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat; sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird. (Apostelgesch. 1, 6 f.) War das nun weniger, als die Jünger begehrten? oder war es mehr? Das ist die entscheidende Frage. Was wollt ihr lieber haben: Kenntnis von Zeit und Stunde? oder die Kraft des heiligen Geistes? Nehmt an, ihr dürftet wünschen — und wählt!

Zur Kraft des heiligen Geistes gehört der fromme Glaube an die Verheißung. Es muß sich doch erfüllen, was wir im Geist geschaut. Wir müssen zum Ziele kommen, zum seligen Ziel. Gott der Herr hat eben doch die Weltgeschichte in der Hand. Der „liebe jüngste Tag“ mag noch so lange auf sich warten lassen, endlich bricht er an. In dieser Zuversicht harren wir mit Geduld. — Und der Friede kommt auch. Es gibt nichts Sichereres. Kein Krieg ohne Frieden. Und wir haben doch alle Ursache, uns dankbar zu gedulden. Laßt uns nur Kraft heiligen Geistes entfalten, bis er kommt: das ist keine müßige Geduld, das ist ein kraftvolles, arbeitsames, hellsichtiges Vertrauen, welches dem kommenden Tage entgegengeht, auf ihn rüstet, ihm zu Ehren die Seele und das Haus schmückt. Hellsichtig, sagten wir. Ja es fehlt doch auch nicht an Zeichen der Zeit. „Wenn aber dieses anfänget zu geschehen, so sehet auf!“ Welches sind die Zeichen? fragt eifrig der Neugierige. Aber der Glaubende schaut, und bewegt das Geschaute in seinem Herzen.

Es gibt eine Ausstattung des Frommen, um die ihn Jedermann beneiden darf. Sie ist unverwüstlich, sie macht ihn unbezwinglich. Es ist jene Hoffnung „die nicht läßt zu Schanden werden“ — weshalb und wieso? Weil sie nicht nur die Idee und Erwartung eines Künftigen ist, der Einfall von etwas, das einmal eintreffen könnte, die Illusion von etwas, das man wünscht. Sie ist vielmehr die schlichte Folge und Folgerung von dem, was man hat. Wir gläubig Hoffenden sind die einzig konsequenten Bekenner eines ewigen göttlichen Kausalzusammenhangs. Weil Jesus Christus gekommen ist, weil wir ihn erlebt haben, darum warten wir der Aufrichtung seines Reiches. Weil Gott sich uns als die heilige Liebe offenbart hat, die alles vermag, darum warten wir, daß seine Liebesmacht alles zum rechten letzten Ziele bringen wird. Aber wir spannen nun nicht darauf mit der Sehnsucht der Verzweiflung, schon den enttäuschten Fuß halb drin im Unglauben, daß das morgen oder übermorgen sein wird. Denn wir zehren inzwischen von dem Angeld, das wir empfangen haben, von den Pfändern der göttlichen Treue. Wir erwarten keine Erlösung aus Utopien her, sondern die Erlösung, die sich nahet, ist uns immer schon nahe. Sie ist ja nur das Schlußglied der Kette, von der wir uns gehalten und gezogen fühlen, und durch die wie ein elektrischer Strom das ewige Leben pulsiert: Kraft des heiligen Geistes über all unser Unvermögen, für all unsre dunkeln und schwachen Stunden. Darum fragen wir nicht nach der Zeit, sondern lassen sie getrost an uns herankommen und merken auf ihre Zeichen. Und heben die Häupter hoch, daß nichts uns entgeht, was uns Morgengrüße bringen mag. Wir wissen, daß die Erlösung naht, weil sie uns immer so fühlbar nahe ist.

R

Der Sieg des Deutschen

1. Die Aufgabe

„Du willst also doch wieder einen Vortrag halten? Hast du mir nicht vor einem halben Jahr versprochen zu schweigen und nach deinen sechs unnötigen Kriegsreden die siebte still zu begraben? Reden ist nichts, Handeln und Helfen ist jetzt alles, so habe ich dir damals gesagt, und du hast mir endlich Recht gegeben. Gilt diese Erkenntnis jetzt nicht mehr?“ Diese Zurechtweisung aus dem Munde des energischen Freundes habe ich noch einmal über mich ergehen lassen, nach reiflicher Ueberlegung bin ich gesonnen ihr länger nicht mehr zu gehorchen. Denn in der Tat, es ging mir eine neue Erkenntnis auf, des Inhalts, daß dieser Krieg wirklich einzigartig ist, einzigartig nicht bloß durch den Umfang des Kampfes und den Wert des auf dem Spiele Stehenden, sondern vor allem dadurch, daß das schwerste Stück

des Kampfes für den Sieger erst noch bevorsteht, wenn er endlich alle seine Feinde geschlagen hat. Es handelt sich um nichts Geringeres als darum, den Sieg ebenso zu organisieren wie den Krieg. Bei diesem hat alles zusammengestimmt: die militärische Führung hatte und hat noch alle ihre Hilfen und Stützen völlig in der Hand, die technische, die wirtschaftliche, die medizinisch-hygienische, die geistige: die wissenschaftliche wie die künstlerische; die soziale — es gibt keine Klassen und Parteien mehr, kein Volksteil hat versagt, kein Glied des Ganzen, selbst die Kirche, die viel geschmähte, darf sagen: ich habe getan, was ich konnte. Und sie alle werden durchhalten bis zum siegreichen Ende, des bin ich gewiß. Aber neben die freudige tritt je länger je mehr die bange Gewißheit, die mir mit unheimlicher täglich wachsender Bestimmtheit versichert, diese ganze herrliche Leistung, diese ganze riesenhafte Organisation des Krieges war umsonst, wenn nicht der Sieg mit derselben geistigen Bewußtheit, ja mit noch stärkerer Bestimmtheit des Verantwortlichkeitsgefühles organisiert wird wie der Krieg. Denn größer als je in der ganzen Weltgeschichte ist die Gefahr, daß der Feind, den wir in der äußeren Gestalt unserer Gegner besiegt haben, wiederkehre als innerer Feind, und daß er, den die nimmermüde Stärke des deutschen Armes niedergerungen, den die wachsame Schärfe des deutschen Auges aus allen seinen Schlupfwinkeln herausgeholt zu haben glaubt, sich nunmehr ganz aufs Innere werfe und Herz, Mark und Seele des Volkes fresse, das eben im Begriffe steht, das triumphierende Siegesfest über ihn zu feiern.

2. Der Feind

Es wird Zeit, daß wir diesem Feind ins Auge sehen, es wird Zeit, daß wir ihm einen Namen geben, ihm, der weitaus das gefährlichste Kontagium[1]) darstellt, das jemals die Völker des Abendlands heimgesucht hat. Die Wissenschaft wird ihn nicht wohl anders bezeichnen können denn als: „nationalen Absolutismus", und ihn damit als das folgerichtige Schlußglied in die verhängnisvolle Kette: „mittelalterlich-päpstlicher", „neuzeitlich-fürstlicher", „modern-nationaler" Absolutismus einreihen müssen. An Intensität der Gefährlichkeit steht diese jüngste Blüte der Selbstverabsolutierung eines Menschlichen, zu deutsch der Selbstvergötterung des Menschen, ihren verblühten Vorgängerinnen in nichts nach; an Extensität aber übertrifft sie diese um ein unendlich Vielfaches, sofern in den beiden früheren Perioden des Absolutismus nur das eine Haupt, später nur die gekrönten Häupter, heute aber jedes beliebige Glied eines Volkes Subjekt, d. h. aktiver Träger dieses gefährlichen Giftes werden kann (es braucht nur die eigene Person an die Quelle von Macht und Besitz oder ins große Licht der nationalen Ehre zu stellen), während in vergangenen Jahrhunderten die ganze große Masse der Völker nur das Objekt, zu deutsch: das Opfer des Absolutismus der wenigen berufenen, gekrönten Häupter gewesen ist. Dieser Absolutismus wurde von unseren drei (oder vier) großen Feinden je in besonderer Gestalt ausgebildet; als primitiv und brutal religiöser, staatskirchlich-orientalischer Herkunft, lebt er im russischen Zarismus, der im Panslawismus modern nationale Farbe angenommen hat. In England ist der ererbte königliche Absolutismus durch die religiöse Sanktion der großen Revolution unmittelbar auf die englische Nation übergegangen. Die französische Revolution hat in schroffem Bruch mit beiden alten Mächten dieselbe unmittelbare Uebertragung der fürstlichen Unverantwortlichkeit auf das französische Volk ausgesprochen. (Der italienische nationale Fanatismus unterscheidet sich vom französischen dadurch, daß er im Grunde gar nicht wurzelecht, vielmehr nur theatralische Pose, von Frankreich abgelernte Geste ist, daher im Treubruch Italiens nur seine innere Abhängigkeit von der größeren Schwester zu Tage trat.) Der dermalige Weltkrieg bedeutet nun in Wirklichkeit nichts anderes, als daß der Fieberzustand, den er fortwährend darstellt, aus dem chronischen in das akute Stadium getreten ist und damit zugleich aus einem halb oder ganz unbewußten Zustand in den überaus gefährlichen der Vollbewußtheit überzugehen gewillt ist. Dieses Bestreben ist nicht mehr und nicht weniger als ein Fieberkrampf, dem durch diesen Krieg Haupt und Glieder des alten Europa verfallen sind. Die dazu gehörigen Fieberphantasieen haben sich denn auch an allen Orten eingestellt. Muß die westliche Kultur wirklich daran sterben? Wird das Herz Europas, das Deutsche Reich und Volk, stark genug sein, die Fieberkrise zu überstehen und an der eigenen ungebrochenen Kraft die übrigen Glieder alle nach einander wieder gesunden zu lassen? Das ist die große Entscheidungsstunde, in der wir jetzt mitten innestehen, die aber mit unserem endgültigen äußeren Sieg noch lange nicht beendigt ist.

Aber ist es nicht ein einfacher Mangel an Zuversicht zu unserer nationalen Volkskraft, wenn wir meinen, der Sieg erhöhe die Ansteckungsgefahr für das Siegervolk? Ist es nicht ein Zweifel am göttlichen Beruf oder an der natürlichen Bestimmung der deutschen Volksseele, zu meinen, daß auch sie sich des besagten Giftes wird kaum erwehren können? Wir erklären von vornherein, daß wir zur Nüchternheit und Wahrhaftigkeit der deutschen Volksseele das allerstärkste Zutrauen haben; wir hoffen und glauben daß sie auch die Stunde ihrer größten Versuchung siegreich überwinden wird; aber nur unter der Voraussetzung, daß die zur Führung berufenen Geister wirklich vollbewußt der ganzen Gefahr ins Auge sehen und in der besagten bösen Stunde ihrem Volk den Dienst und vollen Beistand leisten, den sie ihm schuldig sind. Er wird nicht leichter sein und nicht weniger verantwortungsvoll als die Führung im Krieg, ja noch schwieriger, weil das Volk dann ermüdet von der äußeren Anspannung nur wenig geneigt sein wird, dem neuen unsichtbaren Feind ins Auge zu schauen. Um so mehr ist es nötig, jetzt schon die Punkte zu bezeichnen, auf denen er mit seinem Angriff, oder seiner Ansteckung, einsetzen wird — oder auch schon viel mehr und viel stärker eingesetzt hat, als gemeinhin heute angenommen wird.

Zuvor wollen wir nur noch auf die schlimmste Wirkung hinweisen, die er bis jetzt an einem Volke ausgeübt hat: an dem selbstbewußtesten unter unseren Gegnern, dem französischen, das er tatsächlich an den Rand des nationalen Selbstmords gebracht hat. Denn der nationale Absolutismus bezeichnet eine derartige Schraubung des persönlichen Selbstbewußtseins und aller daraus entspringenden Lebensansprüche, daß der ihm verfallene Einzelbürger die eigene Nachkommenschaft nicht mehr erträgt, weil deren Pflege und Erziehung der Erfüllung jener Lebensansprüche hindernd im Wege steht. Mithin unterdrückt er die natürliche Zeugung soweit als irgend möglich. Hier tritt nun aber auch klar zu Tage, daß diese „Krankheit zum Tode" im letzten Grund gar keinen nationalen Ursprung im wahren Sinn des Wortes hat, daß sie vielmehr nur eine Bemäntelung oder Verbrämung des allergemeinsten Allzumenschlichen ist, durch welche zugleich aber die maß- und grenzenlose Eingenommenheit des natürlichen Individuums von sich selbst auf ihre höchste Spitze getrieben wird. Ebenso deutlich wird aber auch der innere Zusammenhang der Endlosigkeit in der Steigerung aller Lebensansprüche mit der bekannten Endlosigkeit der Kriegsschraube — nur daß beide vermeintlichen Unendlichkeiten viel rascher, als man glaubt, auf ihrem natürlichen Gipfel angelangt sind, von dem aus ihr Absturz in die gemeine Endlichkeit unvermeidlich wird — der ungewollte und doch bewußte Selbstmord der Nation. Die Selbstvergötterung des Menschen (mag er sich noch so sehr in die Höhe eines nationalen Idealismus hinaufzuheben wähnen) endigt rettungslos und todsicher mit der Selbstvernichtung. Eine so durch und durch unwahre Sache kann gar nicht anders enden.

Und von diesem Gift, an dem unsere Nachbarnation sichtbar dahinstirbt, sollte auch unser gesundes deutsches Volk genossen haben? Wer es nicht glauben wollte, der mußte es sehen. Die städtischen Zahlen vor dem Kriege redeten eine unwiderlegliche Sprache. Die einzelnen sozialen Notstände mögen dabei noch so sehr ins Gewicht fallen, die Tatsache ist nicht zu verschleiern, daß je stärker die Schraube des individuellen sozialen und nationalen Bewußtseins angezogen wird, je mehr also die Lebensansprüche sich steigern, desto stärker die Kinderzahl auch abnimmt. Die bestsituierten Stände sind daher auch in aller Welt mit dem besten Beispiel vorangegangen. Aber wird nicht gerade hierin der Krieg Wandel schaffen? Ja, in einem Falle, wenn nämlich unser Volk es in diesem Kriege lernt, seiner natür-

[1]) Ansteckendes Gift zusamt der durch es hervorgerufenen Pest.

lichen Selbstsucht nicht mehr den Heiligenschein des nationalen Idealismus umzulegen. Denn das hat es *auch* getan, nicht viel weniger als alle andern Völker. Nur daß es hiefür mehr Entschuldigung hat als diese, die es so lange bedrängt haben von seiner Jugend auf. Wer wills ihm nun übel nehmen, wenn es nach der Qual eines halben Jahrtausends sich ein halbes Jahrhundert lang gefällt in der Vergleichung mit den einst so übermächtigen Nachbarn? Aber es ist Zeit, höchste Zeit, daß aus dem Jüngling ein Mann werde. Und der Mann unterscheidet sich vom Jüngling dadurch, daß er Ziel und Maß seines Lebens nicht mehr nimmt aus der Vergleichung mit Anderen, sondern *aus dem eigenen Gewissen und dem ihm hieraus entspringenden Gottgewiesenen Beruf*. Die Erfahrung der Jugend gab ihm die Erkenntnis seines Könnens, das Maß seiner Leistung und ihre Schranke. In der Beschränkung zeigt sich jetzt der Meister. Das gilt für die Nation wie für jedes einzelne Glied.

Auf diesem Punkt werden wir mit Gewalt hingewiesen auf die ungeheure, alle andern Mächte weit überragende Bedeutung des *Staates*. Weiß er den richtigen Ton zu treffen, so werden sich nach ihm die fremden Völker gerade so richten müssen wie die Glieder des eigenen Volks. Greift er zu hoch, so schraubt er das Bewußtsein seiner Bürger in ebenso verhängnisvoller ungesunder Weise, wie er dasjenige der fremden Völker verletzt. Greift er zu tief, so gibt er das eigene Volk preis und macht die Nachbarn übermütig. Man sieht: die Selbstgewißheit des Staates, die sichere Selbsterfassung seines bleibenden Berufes auf dem Grunde des derzeitigen fest erkannten Standes der Dinge bedeutet zugleich die seelische Gesundheit seiner Bürger wie seine Sicherstellung gegenüber von allen anderen Nationen: er setzt damit der Begehrlichkeit von beiden Seiten einen sicheren und wohlgefühlten Dämpfer auf. Aber wenn wir auch von uns aus alles Vertrauen zu den verantwortlichen Leitern unseres jungen Reiches haben, so ist, offen gestanden, unser Zutrauen zu manchen unverantwortlichen, sich aber nichtsdestoweniger sehr wichtig und bedeutungsvoll geberdenden Mächten[1]) im Volksleben umso geringer.

3. *Die Stärke des Feindes und deren Quellen*

Dazu kommt aber noch eine Tatsache, die nicht dazu angetan ist, unseren Blick in die Zukunft zu erhellen. Nämlich, daß diejenige Macht, die vor allen andern das Bewußtsein der gegenseitigen Verantwortlichkeit zu stärken hätte, die Religion, und ihr Werkzeug, die *Kirche*, trotz ihres augenblicklichen Aufschwungs im Kriege doch nicht über die Wucht und Bedeutung verfügt, die nötig wäre, um jenen anderen Mächten ein volles Gegengewicht zu bieten. Mit andern Worten: Religion und Kirche sind nicht mehr, wie sie sein sollten, ein über ein eigenes Schwergewicht verfügender selbständiger Faktor im Volksleben, der also, ohne es zu wollen und zu wissen, durch sein bloßes Dasein Steigen und Fallen der politischen Wagschale mitbestimmen müßte. Woher kommt diese Ohnmacht der Kirche, die noch vor dreihundert Jahren die alles bestimmende, entscheidende Großmacht im Leben der Völker gewesen ist?

Die Kirche ist die geistige Mutter des Staates. Das war sie nicht bloß als Vormünderin der unmündigen Völker im Mittelalter; sie war es noch im ganzen Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation, noch lange Zeit nachdem Luther den Staat in seinem gottgegebenen natürlichen Beruf als selbständige Macht anerkannt hatte. War doch der Landesfürst der einzige evangelische Vollchrist, der mit dem neuen Grundsatz der Gewissensfreiheit wirklichen Ernst zu machen in der Lage war. Auf der andern Seite aber war der katholische Staat noch durch seine Abhängigkeit von der päpstlichen Universalkirche in seinem Gewissen gebunden. Aber je mehr aus dem inneren Kampf der Geister ein äußerer des Schwertes wurde, desto mehr wurde die katholische Großkirche in ihrem ganzen Bestande abhängig eben davon, daß der Staat ihr noch seinen Arm lieh. Aus dem Vasallen wurde immer mehr der Herr, und so kam es, daß das Haupt der ältesten Tochter der Kirche, der allerchristlichste König von Frankreich, der Erste war, der sich selbst die Sonnenkrone voller Souveränität, d. h. völliger Unverantwortlichkeit in allen Sachen weltlicher Macht und weltlichen Rechtes aufsetzte. Ein merkwürdiges Widerspiel! Luther hatte die evangelischen Fürsten von menschlicher Verantwortlichkeit frei gesprochen lediglich in Sachen des Gewissens; in allen weltlichen Dingen hat er sie der Verantwortung vor Kaiser und Reich unterstellt, und in den letzten großen politischen Fragen hat er an der vollen Gemeinbürgerschaft der abendländischen Christenheit festgehalten. Aber die Feinde wolltens nicht leiden. Der Papst selbst hat die letztere zerstört, indem er das Gewaltmittel des Krieges auf die Gewissensfrage anwandte. Damit hat er dem alten christlichen Völkerrecht den geistigen Boden unter den Füßen weggezogen, und er ist der eigentlich Schuldige, wenn seitdem das Völkerrecht der Spott der Völker geworden ist und von jedem Kriegsbuben mit Füßen getreten werden kann und darf. Zu der lutherischen Unverantwortlichkeit in Gewissenssachen fügte die vom Papst gewollte gewaltsame Gegenreformation die Unverantwortlichkeit in Macht- und Rechtssachen, die nun freilich auch von den protestantisch-deutschen Fürsten in wirklich unverantwortlicher Weise aufgenommen, angeeignet und gegen das eigene Land wie gegen fremde Staaten rücksichtslos angewandt wurde. Die Kirche, die Mutter des Staates, war zu schwach geworden, um sich dem großgewachsenen Sohne ernstlich zu widersetzen. Er war ihr, wie es so geht, buchstäblich über den Kopf gewachsen. Seitdem ist die Kirche keine politische Macht mehr *als Vertreterin der Religion der Verantwortung*. Was Rom sonst schon in die Wagschale geworfen hat und heute etwa noch werfen kann, ist gerade dies nicht, was Staaten und Völker doch am notwendigsten brauchen könnten, weil sie ohne das rettungslos zu Grunde gehen. Die evangelische Kirche aber wurde aus der Mutter die Magd ihres erstgeborenen Sohnes, dessen Souveränität, zu deutsch Unverantwortlichkeit, sie mit keinem Hauche, ja mit keinem Gedanken mehr anzutasten wagte. Dieses Verhältnis ist bis heute nicht anders geworden. Denn — das ist nun der Punkt, wo die evangelische Kirche eigentlichst versagt hat — als im Gefolge der großen Revolution die Unverantwortlichkeit des Fürsten gebrochen wurde und die Souveränität auf die Nation überging, auch da hat sie durch Schweigen ihr Pfund vergraben und ist damit an dem Aufkommen des nationalen Absolutismus mitschuldig geworden. Ja, sie hat ihm in der englischen Revolution ausdrücklich ihre Weihe gegeben: an diesem Endresultat sind die englische Hochkirche wie die dissentierenden Freikirchen[1]) schließlich beide gleich schuldig. In Deutschland aber hat die Kirche in der Restaurationszeit lediglich die fürstliche Reaktion gestärkt, die Dauer des fürstlichen Absolutismus verlängert; *den* Beitrag jedoch, den die Religion zur ganzen politischen Umwälzung hätte geben sollen, nämlich die Wiedereinführung und Durchsetzung des Gedankens der *Gemeinverantwortlichkeit*, ist sie dem deutschen Vaterland schuldig geblieben. Diese Versäumnis verursachte den ersten großen Riß zwischen Kirche und Volk, der weit tiefer und verhängnisvoller war als die spätere Dissonanz zwischen Dogma und moderner Bildung, überlieferter Offenbarungswahrheit und subjektiver Wahrhaftigkeit; denn als bloße Differenzen der Weltanschauung hätten sie ihre schwerwiegende Bedeutung gar nicht gewinnen können. Aber auch die schärfsten Gegner der Kirche spürten dabei — vielleicht stärker als sie selbst — daß ihnen mit der inneren Loslösung von ihr ein objektiver, schlechthin unersetzbarer Wert dahinsank: die Bindung ans gemeinsame innere Zentrum, an Gott selbst und die daraus folgende Gemeinverantwortlichkeit. Jeder Teil, der scheidende wie der in der Kirche zurückbleibende, nahm aus dem Kampf einen Stachel mit fort, der bis heute in den Gewissen stecken blieb und solange stecken bleibt, bis sich die Kirche auf ihren eigentlichsten göttlichsten Beruf zurückbesinnen wird, das lebendige *Gewissen*

1) Gemeint sind die später gezeichneten Intellektuellen und Interessenten.

1) Angesichts dieser Tatsache ist die Aermlichkeit des *religiösen* Erfolges der ganzen großen Revolution, die zur Sekte der Quäker zusammengeschrumpft ist, nicht mehr verwunderlich. Dieser volle Rückfall aus dem Neuen ins Alte Testament erklärt aber auch hinlänglich die Gewissensweite der englischen Politik: *Wir* die Herren, sie die Knechte!

der Völker zu sein. Der Nerv dieses wahrhaft evangelischen Berufs aber liegt in der reformatorischen Regel: in Gewissenssachen Gott allein verantwortlich als der alleinigen ewigen Wahrheit; in allen Rechtssachen aber zur Verantwortung bereit der Obrigkeit, die ihr Amt von Gott hat. Wie aber, wenn die verschiedenen staatlichen Obrigkeiten selbst zusammenstoßen, wenn das von ihnen gesprochene oder geforderte Recht nicht mehr zusammenstimmt? Dann haben diese Obrigkeiten durchaus nicht bloß das Recht auf die Sprache des Schwertes, sondern sie haben in bewußter Fortsetzung des Prinzips von der gegenseitigen Verantwortlichkeit in Rechtssachen die Schaffung eines neuen gesicherten Rechtsbodens unermüdlich und unerbittlich zu betreiben. Und die Kirche, die in der Reaktionszeit nach den Freiheitskriegen nur dem Volk den Gehorsam, nicht aber dem Staate die Verantwortung predigte, sie darf nicht länger bloß die Magd des Staates sein. Sie, die als geistliche Mutter nach wie vor dem Staat seine Kinder erzieht und die mit ihrem Trost seine Söhne und Töchter die Lasten des Lebens tragen lehrt, sie hat auch das Recht und die Pflicht, das Gewissen des Staates zu sein, wie jede rechte Frau das Gewissen ihres Mannes ist. Damit redet sie noch lange nicht in Dinge hinein, die sie nichts angehn, dem Mann wie dem Staate bleibt überall das letzte wie das erste Wort, aber im innerstaatlichen sozialen Leben wie im außerstaatlichen Völkerleben wird der bloße Gewaltspruch ohne weiteres zum Fluch. Wenn das Wort nicht durch die volle Tiefe und Schärfe der Gewissensprüfung hindurchgeht, so kann es auch nicht das volle Gewicht der Verantwortung aushalten; ist es aber dazu nicht imstande, so sind auch seine irdischen Tage gezählt. Warum hat die Kirche aller Länder als Gottesbote nicht schon vor dem Kriege die Sprache gefunden, die der Krieg selbst jetzt redet? Und noch mehr: hat die Kirche mit ihrem Wort die Macht und Gewalt erreicht, die aus dem Gottesgericht selber spricht? Muß man nicht noch immer sagen: Da die Kirche schwieg, mußte Gott endlich selber zu den Staaten und Völkern reden? Vor hundert Jahren war die Kirche stolz, nach der Aufklärungszeit das Jenseits und seine Gotteswunder wieder gefunden zu haben; uns scheint es, als habe sich die Kirche dorthin geflüchtet. Weil sie es in der Welt nicht mehr wagte, mit ihrer Wahrheit vollen Ernst zu machen, d. h. Staaten und Völker einander gegenseitig zu verpflichten, habe sie sich dorthin zurückschieben lassen, gleich als in ihr Altenteil. An den kirchlichen Händeln von Strauß bis Traub hat das Volk im ganzen kaum mehr inneren Anteil genommen: es waren Streitigkeiten um die geistigen Voraussetzungen des religiösen Lebens; die gelten mit Recht dem Volke nichts — sie geistig nachzuprüfen fehlt ihm ja die Fähigkeit — solange es keine handgreiflichen rechtlichen und sozialen Wirkungen spürt. Die blieben aber aus, auf der liberalen Seite nicht weniger als auf der altgläubigen. Man darf es daher den Volksmassen nicht übel nehmen, wenn sie den ganzen kirchlichen Streit nicht ernst nehmen können. Er konnte ihnen unmöglich viel mehr sein als ein Streit um Worte. Nirgends sahen sie objektive soziale Wirkungen, und die bloß subjektiven persönlichen sind, auch wenn sie Erfreuliches bieten, doch immer dem Verdacht der Zufälligkeit, wenn nicht dem der Hypnose und der Autosuggestion ausgesetzt.

Der Ertrag der ganzen Kirchengeschichte von 1813—1915 ist aber auch in geistiger Hinsicht ein entsetzlich magerer trotz der ungeheuren wissenschaftlichen Arbeit der Professoren und der Organisationslust der Kirchenmänner. Die äußere Arbeit der Kirche, die Mission nach innen und nach außen ist ins Große gewachsen; noch viel schneller wuchs aber der radikale Unglaube und damit der Abfall von der Kirche. Für den letzteren machen wir zwei Umstände verantwortlich. Einmal den schon genannten Eindruck von der völligen geistigen Unbeweglichkeit der Kirche trotz aller Kämpfe mit dem Wort und auf dem Papier. Dieser Eindruck ist auch sachlich ganz richtig. Seit fast hundert Jahren stehen die kirchlichen Parteien einander im Stellungskrieg gegenüber. Keine hat die andere noch in offener Feldschlacht besiegt, die Stellungen sind noch ganz genau dieselben wie bei Schleiermachers Tode. Von viel weittragenderer

Bedeutung aber ist der zweite, daß der Zentralpunkt der Predigt der Kirche, der von der Verantwortung und vom Vertrauen, nur nach unten hin geredet zu sein scheint, während die hohe Politik und die ganze obere großkapitalistische Wirtschaftsführung rein nach den Gesetzen des nationalen und persönlichen Vorteils und der weitestgehenden Ablehnung der gegenseitigen Verpflichtung und Verantwortung sich abspielt. Kann man es den von solcher Politik und von solcher Handelsgebarung abhängigen Volksmassen verdenken, wenn sie die ganze Kirche nicht mehr ernst nehmen? Es ist nun einmal so: die politische Fanfare gibt den Ton an, der bis in die hinterste Hütte des hintersten Waldes dringt. Die Posaune der Kirche dringt nicht über die eng begrenzte Gemeinde hinaus. Auch in diesem Weltkrieg hat es sich für Jeden, der Ohren hat zu hören, mit unwiderstehlicher Deutlichkeit gezeigt, daß auch in der Kirche fast aller Länder nicht, wie es sein sollte, der religiöse Ton den nationalen, sondern der nationale den religiösen bestimmt, wenn er ihn nicht gar verschlingt. Es will uns zwar scheinen, daß die innere Dissonanz der beiden Töne nicht bloß in der deutschen Schweiz gespürt würde; wo sie aber gespürt wird, da werden ängstlich die Türen zugehalten, daß ja kein Mißton hinausdringt. Und doch sollte es von Rechtswegen diesen Mißton gar nicht geben. Wäre die Kirche wirklich die Frau des Staates und nicht bloß seine Magd, so käme die Sache zum vollen sachlichen Austrag. Und der innerlichst unwahre schneidende Ton des nationalstaatlichen Kommandos in vielen seiner Forderungen würde gar nicht mehr so gehört. Ein Trost ist es ja für uns Deutsche, daß wir das historische Recht und mithin die Notwendigkeit des ganzen jetzigen Vorgehens unserer Reichsregierung mit gutem Gewissen bejahen dürfen. Aber der Schmerz darüber, daß der ganze gewaltige Aufstieg des Deutschen Reiches nur möglich war durch die denkbar größte Selbstentäußerung des deutsch-christlichen Geistes, — der ist in der ganzen deutschen Kirche kaum gefühlt worden. Es ist ein schlechter Trost, daß wir zu solcher Politik gezwungen waren, daß russische Brutalität, englische Heuchelei, zusamt der alten französischen Gereiztheit uns keinen andern Weg mehr übrig ließen, als den wir seit einem halben Jahrhundert eingeschlagen haben.[1])

Wie sollen wir aber die eiternde Wunde am Leibe Europas heilen, wenn wir diese Art von Politik — trotz aller Verurteilung der Erbärmlichkeit unserer Feinde — als die auf die Dauer allein mögliche vor aller Welt proklamieren? Die Welt wird schwerlich am deutschen Wesen genesen, so lange unsere Theoretiker den Feinden ermöglichen, die eigene Spur zu verfolgen; wenn wir sie nicht zu größerer Ehrlichkeit und gegenseitiger Rücksichtnahme zwingen. Nun das Schwert das Wort hat, soll es seine eindringliche Sprache reden, so lange es irgend not tut, und im Friedensschluß soll die Gerechtigkeit walten, die volle ungekürzte unerbittliche, keine falsche Vertrauensseligkeit so wenig als unnötige Härte und nervöses Mißtrauen. Hat die Welt den Eindruck, daß die deutsche Politik ihr Schwergewicht, ihr Maß und ihr Ziel in sich selbst hat, daß sie Sicherheit und Selbstgewißheit atmet und keine nervösen „Sicherungen“ kennt, dann wird das Urteil der Welt, zu allererst der neutralen, mit derselben Sicherheit und Selbstverständlichkeit sich auf unsere Seite neigen. Denn was die ganze Welt — wir sagen mit allen Deutschen: ungerechterweise — gegen uns aufgebracht hat, was uns auch den inneren Feind im Lande schuf (die internationale Sozialdemokratie), das war, daß wir zu unsrer inneren Einigung nicht anders kamen, als auf dem Weg der Abwehr nach außen, d. h. aber auf fremdem Weg, und daß unser wirtschaftliches Wachstum zusamt dem kolonialen in keinen andern Formen sich vollzog als in den längst gekannten englischen. Was half es uns, daß wir in all diesen Dingen doch viel mäßiger und nüchterner blieben (nur nach 1870/71

1) Bedenklich bleibt vor allem Andern die Leichtigkeit, mit der die deutsche Kirche wie das deutsche Volk über den offenkundigen Mangel an schöpferischer politischer Kraft hinweggeglitten sind, das sich in dem Mißerfolg des Jahres 1848 offenbarte. Dort steckt die Wurzel der deutschen Schuld; daher schreibt sich die blinde Notwendigkeit, daß wir auf europäische statt auf christlich-deutsche Art geeinigt werden mußten. Damals haben die Führer des Volks und die Regierungen versagt, und die Kirche tat nichts.

war es zwei Jahrzehnte lang auch in dieser Hinsicht bedenklich in Deutschland) als unsere Lehrmeister, der französische Militarismus und der englische Kapitalismus? Was half es uns, daß wir alles in der Notwehr taten, um endlich einmal zu uns selber zu kommen, und nicht länger Raub und Spielzeug fremder Großmächte zu sein? Wir müssen unsern Feinden, denen mit dem Schwert und mit der Feder, rundweg zugeben, daß die Passivität der deutschen Natur uns Jahrhunderte lang hat hypnotisch nach dem Ausland schauen lassen. Erst unsere deutschen Fürsten nach den schlechtesten fremden Vorbildern des monarchischen Absolutismus, an dem ganz Deutschland rettungslos zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht der einzige Friedrich seinen Absolutismus auf bessere Weise benützt hätte. Dann aber nach der endlichen äußeren Einigung auch das Deutsche Reich und Volk, das sich in den von Europa geliehenen militärischen und kapitalistischen Formen weit besser gefiel, als man es nach seiner jahrhundertelangen religiösen Erziehung hätte erwarten sollen. Dieser Krieg mußte kommen, damit wir Deutsche endlich wieder wir selber werden, und erst wenn wir den französischen Militarismus ebenso gründlich überwunden haben wie den englischen Kapitalismus, wird die Welt unser sein. Ehe wir uns nicht selbst befreit haben, können wir auch nicht die von unsern Feinden versklavte Welt befreien.

4. Die Bedingung des Sieges

Nicht als ob wir den Gang der Dinge zu bereuen oder uns gar unserer Entwicklung zu schämen hätten. Es steckt in dem, worin wir unsern jetzigen Feinden nachgefolgt sind, viel zu viel natürliches Schwergewicht, als daß es uns nicht hätte mit aller Gewalt auf jene Seite hinüberziehen müssen. Wir mußten einmal den Vorsprung, den sie mit der Raschheit des selbstsichern Instinktes und der durch ihn geleiteten Vernunft vor uns vorausgewonnen hatten, mit aller deutschen Gründlichkeit nachholen. Aber ist der Sieg erst wirklich unser, dann wollen wir unsern jetzigen Feinden zeigen, daß wir in der langen Zeit, da wir auf ihrer eigenen Spur gingen und die sie darum als so gar undeutsch empfanden, von unserem Besten und Eigensten nichts vergessen und nichts verloren haben. Sie müssen es einmal fühlen, wohin die blinde Natur führt, mag sie auch noch so viel mit Vernunft gepaart sein; daß es der wilden Freiheit erste Tat ist, ihre Schwestern Gleichheit und Brüderlichkeit zu erschlagen, aber daß auch die geschickteste und versteckteste Ausnützung des eigenen Vorteils nicht geschützt ist vor der endlichen Entlarvung vor aller Welt. Hat der Deutsche aber diese seine erste Arbeit getan — es soll von ihr nichts im Reste bleiben, die Abrechnung muß unmißverständlich sein —, so beginnt für ihn sofort die zweite, die erst den Beweis zu erbringen haben wird, daß er zur Vollstreckung jener ersten wirklich berufen war. Jetzt muß der Deutsche in der Kraft und Zucht seines Geistes das Prinzip der natürlichen Freiheit ergänzen durch das religiöse der sittlichen und rechtlichen Verantwortung. Hierzu reicht aber die bloße technisch militärische Kraft nicht aus. Wird der Friede nur auf ihre Berechnungen gegründet, so geht die Weltgeschichte in dem durch die großen Revolutionen angeschlagenen Ton weiter. Es handelt sich zunächst darum, das wilde Kind des aus der Revolution geborenen modernen Staats aus den letzten Schlupfwinkeln seiner Falschheit und Verlogenheit herauszuholen und den Völkern zu zeigen, wem sie bisher ihr Vertrauen geschenkt. Dazu gehört schon eine nicht gewöhnliche geistige Ueberlegenheit und eine selbständig kritisch-sittliche Kraft. Keine geringere, als die Luther bewies, da er die Schliche der Römlinge aufdeckte. Aus solcher Kritik muß aber herauswachsen die offene klare und eindeutige Wegrichtung auf eine neue Art der Lebensführung der Völker und Staaten; wo der Friede nicht mehr die Gelegenheit ist, heimlich zu sündigen und einander zu hintergehen, bis der Krieg wieder als das einzig Ehrliche erscheint; wo viel mehr im großen Handel der Staaten wie im kleinen Handel der Volksklassen, ja der kleinen Bürger und Bürgerinnen Jedermann weiß: es gibt keine Freiheit ohne nachfolgende Verantwortung, zu deutsch: keine Forderung ohne entsprechende Leistung, kein Recht ohne entsprechende Pflicht; und wenn einer im Einkauf und im Verkauf zweierlei Maß und Gewicht einführen will (für sich das große, für die Andern das kleine), da ist auch schon die Stelle da, die ihn zur Verantwortung zieht. Hält man das alles für eitel Utopie und Schwärmerei, nun so heißt das einfach: Was Luther in seiner Reformation erstritt, das gilt — — aber erst im Jenseits; im Diesseits gilt, was Engländer und Franzosen in ihren beiden Revolutionen praktiziert haben. Der Unterschied zwischen den Deutschen und jenen Anderen ist dann nur der, daß es der Deutsche ohne Freiheitsphrasen und Volksbeglückungsideen tut. Dann haben wir das nackte Diesseits und die Hoffnung fürs Jenseits neben einander. Von einer Kraft des Jenseits aber wäre grundsätzlich nur im Einzelleben und höchstens in der Familie etwas zu verspüren, und wir wären glücklich so weit wie die Pietisten vor zweihundert Jahren. Dann hätten die Deutschen aber auch wirklich nichts verloren, wenn sie in ihrer damaligen Ohnmacht geblieben wären, und die Welt hätte an ihnen auch nicht allzuviel verloren.

Zu dieser Ueberlegung tritt noch eine weitere.

Schluß folgt Reinhold Planck

Rudolf Eucken über die Idee der Feindesliebe

Als der Krieg ausbrach, begann Rudolf Eucken als einer der Ersten mit der Feder den Kampf zu führen, den Kampf um den deutschen Geist und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Mit Leidenschaft und geradezu jugendlicher Kraft trat der greise Jenaer Philosoph für deutsches Wesen, deutsche Art ein, aber er tat es zugleich mit jener Besonnenheit und philosophischen Ruhe, die keinen „flackernden Haß" aufkommen lassen. Eucken hat in den meisten seiner Bücher, besonders aber in seinen letzten Werken unermüdlich von hoher philosophischer Warte aus die schwierigsten Fragen des Lebens erörtert, und es ist interessant, zu sehen, wie er gerade jene Probleme, deren Behandlung gegenwärtig fast wie Hohn erscheint, zu lösen versucht. So widmet er in seinem grundlegenden Werk „Der Wahrheitsgehalt der Religion", das im Jahre 1901 erschien, und dessen dritte Auflage (1912) dem Andenken des Königs Oskar II. von Schweden gewidmet ist, ein eigenes Kapitel der „Idee der Feindesliebe."

Für die „neue Lebenstiefe" sucht er einen „greifbaren Ausdruck", einen Ausgangspunkt zu gewinnen, dessen eigentümliche Art eine neue Ordnung der Dinge verrät. Als solchen Ausgangspunkt betrachtet er auch die Feindesliebe, deren Forderung immer auf einer gewissen Höhe des geschichtlichen Lebens erscheint. Du sollst deine Feinde lieben, sagt das Christentum; aber die Forderung der Feindesliebe besteht nicht nur im Christentum, sondern auch in anderen Religionen, ja sogar über die Religionen hinaus, in einem allgemeinen Zuge des Lebens. Hier ist die Feindesliebe der Gipfel des Verhältnisses von Mensch zu Mensch und das sicherste Kennzeichen ethischer Vollendung. Aber nirgends ist der Zwiespalt zwischen einem „ethischen Gesetz" und seiner Durchführung so kraß und scharf, wie bei der Feindesliebe, sie ist als geradezu „überschwengliches Ziel", das den Menschen „über sich selbst emporzuheben schien", gepriesen worden. Es fragt sich aber, ob die „gefeierte Tugend" in der gegebenen Lage überhaupt möglich ist. Wollen wir sie durchführen, wollen wir die „Idee" zur Wirklichkeit machen, müssen wir da nicht, fragt Eucken, annehmen, „daß nicht schon das Streben nach ihr eingreifende Wandlungen im Ganzen unseres Lebens und Wesens verlange?" Eucken meint, man solle diese Frage keineswegs leicht nehmen, nur der könnte das, dem kein ernster Konflikt dabei entsteht, und die beiden Seelenlagen, die bei der Feindesliebe zusammentreffen, „matt und verschliffen denkt".

Feindschaft und Liebe — ist ein größerer Gegensatz überhaupt denkbar! Was heißt Feindschaft? Ist sie ein bloßes Mißverstehen, ein Gegensatz ohne Tiefe, etwas Oberflächliches, eine flüchtige Verstimmung? Nein, sagt Eucken, sie ist eine „Gegensätzlichkeit der tiefsten Gesinnung und der ganzen Denkart, ein Zusammenstoß aus sachlicher Notwendigkeit, in dem die von uns verehrten Güter von Anderen bekämpft, geschmäht, geschädigt werden." In diesen Worten, die der Philosoph vor Jahren niederschrieb, wird die gegenwärtige Lage treffend beurteilt. Und

hat nicht Eucken, im Anfang des Krieges, gemeinsam mit seinem wissenschaftlichen Gegner Ernst Haeckel jenen flammenden Protest verfaßt, der besonders seinen englischen „Freunden“ galt, jenen Gelehrten, die gerade die von uns verehrten Güter bekämpften und schmähten! Wenn einer die Feindschaft mit uns gefühlt hat, so ist es der Jenaer Philosoph, was um so schmerzlicher für ihn ist, als er, wie selten ein lebender deutscher Denker, sich die Sympathien der ganzen Welt erworben hat.

Feindschaft und Liebe! Was bedeutet hier Liebe? Eucken beantwortet auch diese Frage so klar, so durchsichtig, wie es garnicht besser geschehen kann. Er sagt: Liebe ist nicht „jene mattherzige Gesinnung, die auch dem Andern eine Existenz gönnt und sein Wohlergehen duldet“, sondern sie ist ein „tätiges und positives Verhalten, eine starke Freude am Wesen des Anderen, eine Erweiterung und Erhöhung des eigenen Lebens aus der mit ihm geschlossenen Gemeinschaft.“ Ist diese „Liebe“ aber zwischen Nationen möglich? Und hat man im Ausland solche Liebe für uns übrig gehabt, besonders in England? Haben wir dort auch nur jene „mattherzige Gesinnung, die auch dem Anderen eine Existenz gönnt“, gefunden, oder ist nicht stattdessen in gewissen — maßgebenden! — Kreisen jenes Gefühl der Feindschaft, wie es Eucken zeichnet, gezüchtet worden! Wurden nicht alle uns heiligen Güter bekämpft, geschmäht, verunglimpft, besonders aber jene, die, wie Eucken einmal sagt, die Grundpfeiler des deutschen Lebens sind: Wahrheit und Freiheit? Freiheit ist aber nur möglich in einem geordneten Staatsleben, und Eucken hat stets freudig bekannt — lange vor dem Kriege! — daß unsere Verwaltung sich den alten Ruf der Treue, Sorgfalt und Tüchtigkeit bewahrt hat. Aber auch unsere Armee schätzte Eucken (in seinem Buche „Zur Sammlung der Geister“) richtig ein, wenn er sagt: „Daß unser Heer eine führende Stellung einnimmt, uns nach außen hin schützt und nach innen eine gewaltige Kraft der Erziehung ausübt, daran brauchen wir nicht erst zu erinnern.“ Und alles dieses, das unsere stärksten nationalen Kräfte ausmacht, ist geschmäht und in den Schmutz gezogen worden. Preußengeist und Militarismus! In diesen Schlagworten drückt sich die „Feindschaft“ unserer Gegner aus. Und diese Feindschaft soll durch Liebe überbrückt werden! Ist es nicht ein Unding, fragt Eucken, zugleich wahrhaftig hassen und wahrhaftig lieben zu wollen? Diese „Liebe“ fordert eine Abschwächung des Streites, ist eine solche Abschwächung aber wünschenswert? Ein Kampf, der sich um die höchsten Güter bewegt, bedarf doch der höchsten Anspannung der Kraft, er verlangt „die ganze Seele des Menschen, die volle Stärke des Affekts, die volle Glut der Empfindung.“ Hebt nun das Gebot der Feindesliebe den Gegensatz von Gut und Böse auf, steht sie jenseits von beiden? Dem Christentum ist oft genug der Vorwurf gemacht worden, es zeuge „Unmännlichkeit, feige Nachgiebigkeit, sentimentale Weichheit“. Eucken erinnert an Plotins Wort: „Wenn wir nicht kämpfen, siegen die Schlechten.“ Will das Christentum eine „Entkräftung der Menschheit“, ist das seine „letzte Meinung“? Eucken antwortet: „Jedenfalls war sie nicht die Meinung Jesu, als er die gewaltigen Reden gegen die Pharisäer hielt, und als er die Wucherer aus dem Tempel trieb.“

Es bleiben also zwei Möglichkeiten: entweder ist die Feindesliebe nicht mehr als „ein trügerischer Schein, ein Wahnbild überspannter Stimmung“ — lieben können wir nur den Freund, gegen den Feind aber sollen wir „gerecht“ sein — oder aber sie ist eine echte Liebe, kein bloßes Mitleid mit dem Feinde. Zur ersten Ansicht neigten die Griechen, als Hellas auf der Höhe war. Aber auch Konfuzius hat es gelehrt. Eucken zitiert sein Wort: „Jemand sprach: Was soll man von dem denken, der Beleidigungen mit Wohltaten vergilt? Der Philosoph sprach: Wenn man so handelt, womit wird man die Wohltaten selbst vergelten? Man muß durch Billigkeit den Haß und die Beleidigungen, die Wohltaten aber durch Wohltaten vergelten.“ Das ist die eine Möglichkeit, die sehr viel für sich hat, weil sie der natürlichen Empfindung des Menschen entspricht. Sie gilt aber nur insofern, „als uns eine der Hauptsache nach fertige Welt umfängt, und wir selbst abgeschlossene Größen in ihr bilden“, wenn alle Wandlung, alle Erneuerung aufgehört hat. Kann diese Lösung aber dem Ethiker Eucken genügen? Nein, ist doch sein ganzes Leben nichts als ein Kampf um Wandlungen im menschlichen Dasein, ein „Kampf um den geistigen Lebensinhalt“. Darum macht er die Forderung der Feindesliebe, die mehr sein soll als bloßes Mitleid, auch mehr als „Gerechtigkeit“, abhängig von einer Neuordnung der Dinge.

Hugo Kubsch

Manchem

Jung fand der Freund sein Ziel.
Glanz der Versöhnung fiel
Auf seinen Tod.
Nun ist zu Ende seine Not!
Er hat sie stets sich selbst geschaffen,
Unfähig, sich emporzuraffen
Aus seines Wesens Unbestand.
Das Heilge war ihm wesenloser Tand.
Die eigene Laune war sein Feldgeschrei,
Wo Trotziges geschah, war er dabei.
Es flackerte in ihm ein düstres Licht,
Unfreude lag auf seinem Angesicht.
Daheim nur wie ein fremder Gast
Trug er verstimmt des Daseins Last
Und frug mit gramverschlungenen Händen:
Wann wird einmal mir dieses Wirrsal enden?

Es endete versöhnt,
Von Siegestat gekrönt
Und Heldentod!
Wie es die Kampfespflicht gebot.
Wer kann so ganz ein Herz ergründen?
Was Alltagsdinge nicht entzünden,
Flammt plötzlich im zerfallenen Schacht,
Von Schicksalshänden wundersam entfacht,
Und sprüht empor wie reiner Feuerbrand.
Aufleuchtet wieder altes, heiliges Land.
Nun Liebe, bringe dar mit tapfrem Mut
Als fromme Opfergabe Gut und Blut!
Laß drin verglühen Schuld und Leid,
Die Reste bitterlicher Zeit!
Einst kann sich jedes Dunkel klären . . .!
Die Stimme Gottes spricht: Er starb in Ehren!

Otto Raupp

Bilder aus dem bisherigen Neuserbien

Erinnerungen

1

Früher war mein Kirchspiel groß wie ein Königreich und reichte vom Aegäischen Meer bis über den Schar Dagh hinaus und von der Insel Thasos bis an die Grenzen Albaniens. Mit etwas Humor könnte ich sagen, daß der Friede von Bukarest neben anderen Kirchenfürsten auch mich sehr geschädigt hat. Was an Serbien fiel, ging mir verloren, wenn ich auch offiziell den Verlust nicht anerkannt und manchmal noch dies Gebiet betreten habe. Heute haben die Plätze, an denen ich dort vor Jahren manchmal gepredigt und Tage, ja auch Wochen lang geweilt habe, alle Weltberühmtheit erlangt. Damals waren es noch kleine schmutzige Türkennester, in denen respektiert und zuweilen angefeindet ein paar Allemanlis saßen.

Es war ein sonniger zweiter Ostertag, als ich zum ersten Mal nach Udowa fuhr, der Bahnstation neben dem jetzt soviel genannten Valandowa. Die Vardarebene und die Berge blühten, sommerliche Wärme lag über dem Land. In bunter Festtagskleidung zogen die Bulgaren durch die Dörfer. Eine Prozession stieg zu einem Heiligenbild einen hohen Berg hinan. Udova [1]) ist die Bahnstation der jetzt bulgarischen Stadt Strumnitza, des damaligen Mittelpunktes des Komitatschiwesens. Der Vardar tritt bei Udowa aus dem viele Kilometer langen

1) Der Herr Verfasser schreibt einmal v und einmal w in diesem und in anderen Namen. Wir drucken, wie er geschrieben hat. Denn fragen können wir ihn nicht, und entscheiden wollen wir nicht.

Engpaß von Demirkapu heraus, und eine weite fruchtbare Ebene breitet zu beiden Seiten des Flusses nach Süden bis gegen Gevgeli sich aus. In Udowa besuchte ich einen jungen Mühlenbesitzer. Seine Frau, eine Braunschweigerin, hatte noch Wilhelm Raabe gekannt und mit seinen Verwandten verkehrt. Seine Eltern hatten ein Gut in Ostpreußen gehabt. Mit seiner Wassermühle hat er Jahre lang Mühe gehabt. Der wechselnde Wasserstand, bald Hochwasser bald Wassermangel, störte den regelmäßigen Betrieb. Als es endlich soweit war, daß alle Schwierigkeiten überwunden waren, da kam der Krieg und die Ausweisung. Er hatte auch einen großen Export von Trauben, und mancher der Leser hat vielleicht einmal im Spätherbst ein Kistchen türkischer Tafeltrauben gesehen und davon gegessen. Sie stammten von Udowa. Es war ein mit genügendem Komfort eingerichtetes Haus hier mitten in der Wildnis. Oft bin ich mit jenem Landsmann im Paß von Demirkapu oder in die Berge zur Linken des Flusses geritten, wildzerrissenes Gebirgsland, in dem die Ziegenhirten im Sommer leben und im Winter Wolf und Wildschwein haust. Oft sind hier die bulgarischen Komitatschis vorgebrochen und haben ihre Attentate auf die Orientbahn versucht, „um die Aufmerksamkeit Europas auf Mazedonien zu lenken". Hier sind auch jetzt wieder die Bulgaren vorgebrochen und haben die Franzosen in wochenlangen Kämpfen gestanden. Von dem deutschen Haus am Vardar und von der klappernden Mühle werden wohl nur Ruinen noch übrig sein.

Nördlich vom Demirkapupaß breitet sich zur Rechten des Flusses eine weite Hochebene aus. Die Cerna, die aus der Umgegend von Monastir kommt, durchfließt sie und ergießt sich zwischen den Stationen Krivolak und Gradsko in den Vardar. In der Ferne umsäumen Gebirge, zum Teil bis zu Beginn des Sommers mit Schnee bedeckt, die Ebene. Es ist der sogenannte Tikwesch. Vor mehr als tausend Jahren hat hier einmal an der Cerna die Stadt Stobi gestanden. Säulen und Piedestale mit Inschriften liegen dort im Ackerland umher. Und Brückenpfeiler in der Cerna aus Byzantinerzeit erinnern daran, daß hier einmal im Mittelalter eine wichtige Handelsstraße gegangen ist, die wie heute die Bahnlinie nach Ueskiüb und Mitrovitza führte: Griechen und Römer, Juden, Byzantiner und Venetianer sind auf ihr gezogen. Am Ufer der Cerna, auf steil abfallender Höhe lag ein deutsches Gutshaus, in dem eine schwäbische Mennonitenfamilie wohnte. In Deutschland wäre ihr Besitz eine kleine Grafschaft gewesen. Es herrschte Wohlstand im Hause. Die schulpflichtigen Kinder wurden in Deutschland in einem Institut im Schwarzwald erzogen, und die erwachsenen Töchter halfen der Mutter in der Leitung des großen Haushaltes. Unten trieb die Cerna die Wassermühle. Oben rings um den riesigen Gutshof mit seinen weiten Stallungen und massiven Scheunen und Speicherräumen lagen die Wohnungen der bulgarischen Gutsbauern. Man hatte dort schönes aus Serbien importiertes Rindvieh und stattliche Reitpferde; die Milchwirtschaft versorgte die Europäer Saloniks und Ueskübs mit frischer Butter. Als Hauptfrucht wurde hier Opium gebaut. Der Tikwescher Mohn hatte seinen Ruf in den chemischen Fabriken Deutschlands und ist manchmal bis nach Japan gegangen. Es war ein schöner Anblick, wenn die riesigen Mohnfelder blühten oder die Hunderte von Arbeitern das Opium einsammelten. Hier habe ich in ruhigen Zeiten fast jedes Vierteljahr Gottesdienst gehalten. Dann kamen die kleineren Farmer der Umgegend herbei. Man blieb bis zum Abend zusammen, und es war ein deutscher Tag tief im Innersten Mazedoniens. Oft bin ich mit dem Gutsherrn durch das weite Gelände geritten, dessen Hügel und Täler jetzt von den Granaten durchfurcht sein werden. Gelegentlich bin ich auch in der Richtung auf Perlepa nach dem ebenfalls in den Zeitungen genannten Kavadar, einer kleinen Türkenstadt, gekommen, wo die Anwesenheit eines fremden Franken in einer Viertelstunde alle türkischen Beys und Effendis ins Kafé rief, um diesen Fremdling aus fremden Landen zu sehen. Hier war ich immer der Bischof, der Vladika, der deutschen Kirche, damit sie an Ehren und Würden neben den orthodoxen Kirchen nicht zurückstände. Das alles ist nun dahin, all das Glück, das dort wohnte, und all das Schaffen von Jahrzehnten vernichtet. Die Familien sind in Deutschland und warten. Die jungen Männer und die Söhne stehen im Krieg. Sie haben gegen Rußland und Frankreich gefochten und werden jetzt wohl, weil sie Bulgarisch können, in Serbien sein und dort um ihre Scholle kämpfen. Br

---

Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst

Das Stück aus Luthers Schriften, das wir unter der etwas kecken Ueberschrift „Luthers Selbstbiographie" in Nr. 44 f. des vorigen Jahrgangs wiedergegeben haben, ist unsern ungelehrten Lesern, wie wir zu unsrer Freude hörten, von Wert gewesen. Dadurch ermutigt, bieten wir in Folgendem noch eine Reihe andrer Beiträge Luthers zu seiner eignen Lebensbeschreibung: Erinnerungen, die er schriftlich oder mündlich hinterlassen hat, von sehr verschiedner Ergiebigkeit und Bedeutung. Was Andre aus den Unterhaltungen mit ihm („Tischreden") oder aus seinen Predigten frei nachgeschrieben haben, ist natürlich dem, was er mit eigner Hand aufgezeichnet und gar selber in Druck gegeben hat, an Zuverlässigkeit nicht gleichzuachten. Immerhin wird vieles getreu wiedergegeben sein, und auch die eigenhändigen Niederschriften unterliegen der seelischen Bedingtheit aller Erinnerung.

Wir bieten nur eine Auswahl des Wichtigeren aus der Fülle und halten inne, sobald Luthers Leben und Wirken in die Breite geht.

1. In Mansfeld und Magdeburg. Bis 1497

Mein Vater, da er noch jung war, ist ein armer Heuer[1]) gewesen. Die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen. Also haben sie uns erzogen. Sie haben hart gearbeitet: die Welt würde das jetzt nicht aushalten.

Tischrede vom Januar 1531

So sind wir. Christus bietet sich selber uns dar samt Vergebung der Sünden, und wir fliehen vor seinem Angesicht! Gerade wie mir als Knaben in meiner Heimat geschah. Da sangen wir, um Würste zu kriegen. Schreit ein Bürgersmann zum Spaß: „Was macht ihr, ihr Buben? Daß euch dies und das ankumme!" Und dabei läuft er auf uns zu mit zwei Würsten in der Hand. Ich mit meinem Gesellen mache mich auf die Beine und laufe vor dem Manne und seinem Geschenke davon.

Tischrede vom Dezember 1531

Im Bergwerk vexieret und betreuget der Teufel die Leute, macht ihnen ein Gespenst und Geplärr für die Augen, daß sie nicht anders wähnen als sähen sie einen großen Haufen Erzes und gediegen Silber, da es doch nichts ist. Denn kann er die Leute über der Erden unter der Sonnen beim hellen lichten Tage bezaubern und betören, daß sie ein Ding anders ansehen und halten, denn es an ihm selbst ist, so kann ers sonderlich im Bergwerk tun, da die Leute oft betrogen werden.

Tischrede

Viel und oft sprach Luther von der Hexerei, von Herzgespann[2]) und Elben[3]), und wie seine Mutter geplagt worden sei von einer Nachbarin, die eine Hexe war, so, daß sie gezwungen war sie aufs ehrfürchtigste zu behandeln und bei guter Stimmung zu erhalten: denn sie schoß ihre Kinder, daß sie sich zu Tode schrien. Und ein Prediger strafte sie nur ins gemein, der ward auch von ihr bezaubert, daß er sterben mußte und durch kein Mittel gesund gemacht werden konnte: sie hatte die Erde genommen von seinen Fußspuren und damit gezaubert und ins Wasser geworfen, ohne welche Erde er nicht konnte wieder gesund werden.

Tischrede von Februar oder März 1533

Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unsrer Schule, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer.

An die Ratsherren . . . 1524

---

1) Bergmann. 2) Asthma. 3) Albdruck.

Willst du Christum eigentlich beschreiben, wer und was er sei, so merke darauf, wie ihn der Engel hier (Luk. 2, 10) beschreibet, nämlich daß er ist und heißt „große Freude". Wer nun diese Definition wohl lernen und gewiß fassen könnte! denn da liegt Macht an. Ein menschlich Herz kann nicht bei sich beschließen, daß Christus mit seinem rechten Namen heiße „große Freude". Dazu habe ich sonderlich den Schaden gelernt im Papsttum, da man mich nicht anders gelehret hat denn daß Christus sei ein gestrenger Richter, welcher mich nach meinem Verdienst und Werken richten wolle. Darum bin ichs gewohnt, daß ich allzeit gedenke, wie ich viel guter Werke bringe, damit ich den Richter Christum versühne. Aber das heißt nicht „große Freude" und „euch ist heute der Heiland geboren", sondern das höllische Feuer gepredigt.

Predigt am h. Christtag 1532

Mein Vater war einmal zu Mansfeld totkrank. Und da der Pfarrherr zu ihm kam und ihn vermahnte, daß er der Geistlichkeit etwas bescheiden sollte, da antwortete er aus einem einfältigen Herzen: „Ich hab viel Kinder, denen will ichs lassen, die bedürfens besser."

Predigt über Matth. 21 (V. 12). 23. Januar 1538.

Ich habe gesehen mit diesen Augen, da ich bei meinem vierzehnten Jahr zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, der ging in der Barfüßerkappen auf der Breiten Straßen um nach Brot und trug den Sack wie ein Esel, daß er sich zur Erde krümmen mußte: aber sein Gesell Bruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromme Fürst ja allein das höchste Exempel der grauen beschornen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle andern Werke im Kloster gleichwie ein andrer Bruder tät, und hatte sich so zerfastet, zerwacht, zerkasteit, daß er sahe wie ein Totenbild, eitel Bein und Haut, starb auch balde. Denn er vermochte solch strenges Leben nicht zu ertragen. Summa: wer ihn ansahe, der schmatzte für Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen. Und ich halt, daß noch viel Leute zu Magdeburg leben, die es auch gesehen haben.

Verantwortung . . . 1532

2. In Eisenach. Bis 1501

Ueber meine Herkunft wird niemand sichrere Auskunft geben als die Grafen von Mansfeld . . .[1])

Uebrigens bin ich geboren in Eisleben und dort getauft worden bei St. Peter. Erinnerung habe ich daran keine, aber ich glaubs den Eltern und den Leuten in der Heimat. Meine Eltern waren vom nahen Eisenach dahin eingewandert. Denn Eisenach hegt fast meine ganze Verwandtschaft, dort bin ich von ihnen anerkannt und noch heute bekannt, da ich dort vier Jahre lang die Schule besucht habe; keine Stadt kennt mich besser. Ich hoffe aber, sie wären nicht so töricht gewesen und hätten den Sohn Luthers als Enkel, als Oheim, als Vetter (solche habe ich dort viele) gehalten, wenn sie gewußt hätten, daß Vater und Mutter Böhmen und fremder Herkunft gewesen sein. Meine übrige Zeit habe ich an der Universität und im Kloster zu Erfurt zugebracht, bis ich nach Wittenberg kam. Auch in Magdeburg war ich ein Jahr, das vierzehnte meines Lebens. Da hast Du meinen Lebenslauf und meine Herkunft.

Brief an Spalatin 14. Januar 1520.

Verachte mir nicht die Gesellen, die vor der Tür Panem propter Deum[2]) sagen und den Brotreigen singen. Du hörest, wie dieser Psalm (113) sagt, große Fürsten und Herren singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst[3]) gewesen und hab das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt.

Eine Predigt, daß man Kinder zur Schule halten soll. 1530.

1) Es wurde damals von Gegnern Luthers verbreitet, er sei hussitischer Abstammung, in Prag geboren und erzogen, von Kind auf in der Ketzerei des Wiclif und Hus unterwiesen. Spalatin, des Kurfürsten Friedrich von Sachsen Hofprediger, fragte deswegen bei Luther an.

2) Brot um Gottes Willen.

3) Parteken = Brocken.

Darum sagte meine Wirtin zu Eisenach recht, als ich daselbst in die Schule ging: „Es ist kein lieber Ding auf Erden denn Frauenliebe, wem sie kann zu Teil werden."[1])

Tischrede

Nicht Lieberes ist auf Erden denn Frauenliebe, wems kann werden. Randbemerkung zu Sprüche Sal. 31, 10.

Verschiedenes

Deutsches Warenbuch, herausgegeben von der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft Hellerau bei Dresden. Kriegsausgabe, Text von Dr. Joseph Popp, München. Gegen Einsendung von 2,80 Mk. zu haben bei der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft in Dresden-Hellerau.

Mitten im Krieg gibt die Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft ihr erstes Warenbuch heraus.

Es macht nicht den Anspruch, kunstgewerbliche Arbeiten zu bringen; aber Gebrauchsgegenstände, die von einer Reihe unserer besten Künstler gesehen und anerkannt worden sind. Das Neue daran ist, daß es nichts mit Neuheiten zu tun hat, nichts mit der letzten oder allerletzten oder irgend einer Mode. Dies ist Gerät, das die Hand einlädt, sich darum zu legen, und wenn sie es losläßt, das Auge, es zu umfassen. Geräte sollen so sein, daß man sich daran gewöhnen kann, daß sie Erinnerungswert auf sich sammeln und schließlich vererbt werden können, wie die guten Stücke aus den Zeiten der Großmutter, auf die man hinterher noch stolzer ist, wie zu Anfang.

Wer das Gerät in diesem Warenbuch zusammengestellt und die verbündeten Handelshäuser gewonnen hat, es zu führen, hat eine lange und geduldige Arbeit geleistet; — sieben Jahre lang, steht im Vorwort. Gewinn ist keiner dabei gewesen außer der Hoffnung, uns aus der Atemlosigkeit zu ziehen, aus dem drehenden Drüsel, in dem der Modekreisel mit uns herumgeht. Daß sie den Mut hatten, jetzt gerade mit ihrem Warenbuch ans Licht zu kommen, paßt zu dieser Zeit und dazu, daß sie uns so ganz auf uns selber zurückweist. Das, was uns siegreich machen wird, ist der Mangel an Blendwerk in unserm Handeln, und das, was die Leute vom Werkbund wollen, ist Mangel an Blendwerk in unserer Lebenshaltung.

Der Modekreisel soll abgestellt werden — außer auf dem Gebiet der Kleidung, meint der kluge und schönheitskundige Mann, der das Vorwort geschrieben hat. Die Kleidermode werde sich doch nicht fügen und brauche es auch nicht so nötig.

Mir scheint allerdings, sie braucht es sehr. Der Modekreisel ist zwar gewohnt, daß er bei seinem rasenden Drehen immer wieder das Frühere als neu vorbeiführen kann; aber wirklich neu wäre überall nur das, wenn wir uns Zeit geben dürften, Farben und Form und Stoff zu etwas Eigenem heranwachsen zu lassen, wenn die Angst nicht so groß wäre, Jemand möchte denken, wir könnten nur nicht mit.

Daß es für uns noch andere Ehrgeize geben kann, als atemlos mitzurennen, das sucht der Werkbund eben zu zeigen. Er stellt uns damit auf die Seite der Natur, die in sorgfältiger Arbeit hervorbringt, wiederholt und vervollkommt. Wir sind also in guter Gesellschaft. So gut wie die Tanne es ablehnen würde, ihre Zweige aus der schleppenden Wucht nach aufwärts zu sträuben oder der Löwe heuer die Mähne hinten zu tragen und den Schweif mit der Quaste vom Ohr herab zu hängen, so gut dürfen wir es auch ablehnen, überraschend zu sein. Wir haben das Recht uns statt dessen mit Dingen abzugeben, die mehr enthalten und die unsere Art besser ausdrücken. Beate Bonus

Die armenische Frage. Von C. A. Bratter. Berlin, Concordia 1915. 40 S. 50 Pfg.

Dschihad, der heilige Krieg des Islams und seine Bedeutung im Weltkriege unter besonderer Berücksichtigung der Interessen Deutschlands. Von Gottfried Galli. Freiburg i. B., Troemer 1915. 38 S. 70 Pfg.

Die nahen Beziehungen, die Deutschland durch den jetzigen Krieg zur Türkei gewonnen hat und die gewiß den Krieg überdauern werden, sollten zu einer eingehenderen Beschäftigung mit der Geschichte des türkischen Reiches, seiner Religion und seinen Völkern führen. Bis jetzt ist die Kenntnis des Orients in weiten Kreisen unsrer Gebildeten noch recht gering. Auch diese beiden Schriften werden kaum dazu beitragen können, sie zu vermehren. Die Absicht des Gallischen Vortrags ist sehr löblich; er will das deutsch-türkische Bündnis empfehlen und schließt mit der Aufforderung, christliche Kultur durch Taten der Liebe im Orient zu verbreiten. Das Bild des Islam, das dem Verfasser vorschwebt, entspricht aber nicht der Wirklichkeit; es ist stark modernisiert. Nun sind freilich Anzeichen für eine Veränderung des Islam durch das Eindringen der modernen Kultur vorhanden, aber je mehr diese fortschreitet, um so weniger wird der Islam „die Seele des Orients" bleiben können, als die ihn der Verfasser angesehen wissen will. Diese Verkennung des eigentlichen Wesens des Islam läßt den Verfasser auch fehlgreifen bei der Bestimmung des Dschihad. Der Koran kennt, wie Lepsius in dem ohne Grund abgelehnten Aufsatz deutlich auseinandergesetzt hat, zwei Formen des Dschihad,

1) Es ist dies das einzige Mal, daß Luther der Frau Cotta gedenkt. Und wie die Worte zeigen, ist nicht einmal gesagt, daß diese „Wirtin" Frau Cotta war.

und nur die zweite kommt für den gegenwärtigen Krieg in Betracht, wonach er Glaubenspflicht eines jeden einzelnen Muhamedaners, nicht bloß dauernde Pflicht der muhamedanischen Volks- und Religionsgemeinde ist. Er ist in der Tat Kampf gegen alle Ungläubigen, und das sind auch alle Christen: seine gegenwärtige Beschränkung durch das Fetwa des Scheich ül Islam ist eine Modernisierung, von der es durchaus fraglich bleibt, ob sie auf die Dauer aufrecht erhalten werden kann. Die Wirkungen des Dschihad werden stark überschätzt: bei den gegenwärtigen Unruhen unter den Muhamedanern, besonders in den uns feindlichen Ländern, spielen eine Reihe von Ursachen mit, die hier übersehen werden. Bei der Bestimmung des Panislamismus als rein religiöser Bewegung ist die enge Verbindung des religiösen und nationalen Elements im Islam übersehen; beides läßt sich ganz und gar nicht trennen.

Die Schrift von Bratter ist geradezu gefährlich in unsrer Zeit, wo so gern alles uns günstig Erscheinende geglaubt wird. Verfasser bezweifelt, daß die Unterzeichner der Schweizer Adresse die Geschichte des Armeniertums in der Türkei genügend kannten, um sich ein Urteil erlauben zu dürfen. Die Proben, die er von seiner eigenen Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse gibt, lassen ihn als ganz ungeeignet erscheinen, Anderen den Vorwurf der Unkenntnis zu machen. Er weiß nicht oder will nicht wissen, welche Umstände die seit den letzten zwanzig Jahren vorgekommenen vereinzelten armenischen Aufstände hervorgerufen haben. Er weiß nicht oder er verschweigt, daß die kleinen armenischen Banden, die ihr Volk gegen die Kurdenüberfälle zu schützen versuchten, mit der Aufrichtung der parlamentarischen Regierung im osmanischen Reich sofort die Waffen niedergelegt und bis zum Beginn des jetzigen Krieges nicht wieder aufgenommen haben. Er kennt die Geschichte der armenischen Reformen augenscheinlich nicht, sonst müßte er wissen, wie eifrig die ganze armenische Nation, voran das Patriarchat und die parlamentarischen Vertreter, die Einführung der Reformen betrieben haben. Er kennt die armenischen Parteiverhältnisse nicht und hält den Hintschak, der niemals eine wirkliche Organisation besaß und jetzt ein kleines einflußloses Grüppchen geworden ist, für die eigentliche armenische Partei — die große bis ins letzte Dorf reichende Partei Daschnakzutiun erwähnt er überhaupt nicht. Es kann deshalb nicht wundernehmen, daß hier die Dinge vollständig auf den Kopf gestellt werden. Da die Wahrheit auf die Dauer nicht verborgen bleiben kann, wäre es gerade auch im nationalen Interesse tief bedauerlich, wenn die in dieser Schrift vertretenen Anschauungen in weiteren Kreisen Verbreitung fänden.

Ewald Stier

Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter. Von Ernst Troeltsch. München und Berlin, R. Oldenbourg 1915. XII und 173 S. 5,50 Mk. Historische Bibliothek Band 36.

Die Vorbemerkung zu diesem Werk zerfällt in 2 Hälften, eine erste kürzere vom 27. Juli 1914, die zweite (S. VI—IX) vom 15. Januar 1915 datiert. Es ist, als wüchse der Verfasser mit der großen Zeit. Vor dem Kriegsausbruch interessiert ihn der Nachweis, daß es eine lediglich auf die allgemeine religionsgeschichtliche Aufgabe konzentrierte Professur nicht geben könne. In der Mitte des ersten Kriegsjahres reicht sein Blick ins Weiteste; an einer Gegenüberstellung von Augustin und Fichte-Schleiermacher veranschaulicht er den ungemeinen Abstand des modern-christlichen Idealismus vom spät-antiken; anläßlich eines Vergleichs von zwei neu erschienenen wichtigen Werken, Masaryks Soziologischen Studien „Zur russischen Religions- und Geschichtsphilosophie“ 1913 und Schillings „Naturrecht und Staat nach der Lehre der alten Kirche“, den bis heut fortdauernden Unterschied zwischen der christlichen Ethik des Abendlands und des Orients. Damit wird das Interesse für den eigentlichen Gegenstand des Buchs, die Würdigung Augustins als des Schöpfers der Kulturethik des antiken Christentums, in die rechte Höhe gerückt.

Eine eingehende Kritik des Werkes gehört nicht hierher; ich würde sie auch nicht übernehmen, da ich nicht das ganze riesige Gebiet der Kulturgeschichte überschaue, in dem Troeltsch dem großen Afrikaner gegenüber alten und jüngsten Mißverständnissen seinen gebührenden Platz zuweisen will. Soweit es sich um Augustin selber und insbesondre um dessen 22 Bücher vom Gottesstaat handelt, glaube ich, daß er im Wesentlichen das Richtige trifft oder — z. B. durch Verkündigung der wohlbegründeten, aber nicht immer genügend beachteten Ergebnisse der Augustinstudien Hermann Reuters — wiederherstellt. Der Gedankenaufbau ist vorzüglich, die Sprache auch nicht übermäßig dunkel; ein Gefühl, als springe der Verfasser mit dem Leser etwas gar zu großzügig um, entwickelt sich bisweilen als Folge des Ueberreichtums von Gesichtspunkten, von denen der Kulturgeschichtsforscher keinen unberücksichtigt lassen will. Bei der Originalität seines Denkens und der Erhabenheit der Aufgabe kann es Troeltsch natürlich nicht Jedem recht machen; in Einzelheiten würde ich, namentlich im zweiten „Absatz“ mehrfach widersprechen. Im Kern des Buches aber, in den Kapiteln 3 und 4, wo die Idee des höchsten Guts, die Verinnerlichung der Askese, die Sündenlehre Augustins behandelt werden, steckt eine Fülle von bedeutsamen, auch in ihrer pointierten Ueberstraffheit einen bleibenden Gewinn der Erkenntnis darstellenden Gedanken.

Dem Menschen Augustin kommt man in der Nachfolge Troeltschs noch nicht ganz nahe; keins seiner Werke ist allerdings so wenig für den geeignet, der ihm ins Herz sehen möchte, wie De civitate Dei. Auch der Ethiker Augustin kann unter reichlicherer Ausnützung seiner Briefe, seiner Predigten, seiner Kommentare wohl noch in wärmeren Farben geschildert werden, als es hier beim Sphärenflug gelingt. Indessen ist das kein Vorwurf, da selbst gegenüber den zwei Bänden von Mausbach über Augustins Ethik (1909), soviel tiefer dieser sich in Einzelnes bei Augustin hineinfühlen konnte, ein gleicher Wunsch der Ergänzung noch gerechtfertigt heißen muß. Aber unter den kulturgeschichtlichen Forschungen unsrer Zeit wird diese neueste von Troeltsch zu den ausgezeichnetsten zählen: groß angelegt, gründlich durchdacht und mit starkem Griffel geschrieben.

Jülicher

Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches La Guerre allemande et le Catholicisme. Herausgegeben von Georg Pfeilschifter, Professor der Theologie an der Universität Freiburg i. B. Freiburg, Herder. 494 S. 5, portofrei 5,30 Mk.

Ich lasse meiner kurzen Voranzeige Ausführlicheres folgen.

Der Protestant, der zu dem Werke greift, wird leicht der Versuchung anheimfallen, sofort Nr. 13 zu studieren: Katholizismus und Protestantismus im gegenwärtigen Deutschland. Verfasser Domdekan Franz Xaver Kiefl in Regensburg. Aber so wichtig dieser Beitrag ist und des Kennens wert, so wird man mit solch konfessioneller Neugier dem Ganzen nicht gerecht. Man hat sich in die Lage unsrer katholischen Deutschen zu versetzen, aus der heraus das Buch geschaffen ist. Mitten in der furchtbaren Spannung des Krieges, der als ein Ringen der Staaten und Nationen wahrlich aufregend genug ist, kommt ihnen von ihren Glaubensgenossen in Frankreich einstimmig und unter Mitwirkung der dortigen kirchlichen Autoritäten der Vorhalt: Deutschlands Krieg gegen Frankreich ein Religionskrieg, seine Seele der deutsche Wille dem Katholizismus den Garaus zu machen. Zerstörung von Kirchen, Schändung der Heiligtümer, literarische Geständnisse von mancherlei Art beweisen das und bestätigen damit nur den antiklerikalen, antichristlichen Kern germanischen Wesens. Das französische Werk (310 Seiten), das diese Kriegsauffassung vertritt, ist mir leider nicht zu Gesichte gekommen. Man hat aber inzwischen recht viel davon erfahren. Unsre katholischen Zeitungen haben sich alsbald und immer wieder damit befaßt. Im Verlag der Germania erschien eine erste treffliche Abwehr von Rosenberg. Aber hier konnte nur eine erschöpfende Arbeit Vieler die ganze Wirkung tun. Professor Pfeilschifter, der uns durch seine soliden Arbeiten insbesondre zum 5. und 6. Jahrhundert wohlbekannte Freiburger Kirchenhistoriker, hat das Sammelwerk herausgegeben. Eine französische, italienische, englische, holländische, spanische und portugiesische Uebersetzung werden der deutschen Ausgabe folgen. Der Preis ist in Anbetracht des Umfangs ein sehr billiger zu nennen.

Ein feiner Eingangsartikel von Mausbach kennzeichnet „die literarische Kriegserklärung der französischen Katholiken“. In den Kern der Sache führt Schrörs: „Ist der Krieg ein Religionskrieg?“ Finke zeigt daneben rein als Historiker „Recht und Notwendigkeit“ dieses Weltkrieges, während der Jurist Ebers „Belgiens Neutralität“ begutachtet. „Der Krieg und die Lüge“ (Meister), „Zur Psychologie der Greuelaussagen“ (Switalski), „Kunst und heilige Stätten im Kriege“ (Sauer) sind spezielle Abwehrartikel, der letzte 60 Seiten lang, dankenswert auch durch die vollzählige Literaturangabe über Löwen und Reims. Französisches und Deutsches wird sodann einander gegenüber gestellt: „Der französische und deutsche Kulturkampf“ (Platz), „Deutsche und französische Kriegshirtenbriefe“ (Knöpfler), zwei sehr wirksame Beiträge. Die 24 Millionen deutsche Katholiken haben alle Ursache, den französischen Brüdern gegenüber auf ihren Kulturkampf stolz zu sein. Aber sie schämen sich auch des Staates nicht, der jenen Kampf mit ihnen führte, und des Volkes nicht, in dem sie nur die Minderheit bilden. Und hier wächst nun unser Interesse von Kapitel zu Kapitel; es wird aus der Teilnahme des Zuschauers zur Spannung des selber Nächstbeteiligten. So liest man über „die Gottesverehrung im deutschen Volke“ (Lippert), „die deutsche Philosophie und der Weltkrieg“ (Sawicki: diesen Artikel hätte man gern eingehender), „Seelsorge und religiöses Leben im deutschen Heere“ (Pfeilschifter), „Reich, Kaiser und Parität“ (Hoeber), Katholizismus und Protestantismus im gegenwärtigen Deutschland“ (Kiefl). Die Aufgabe, welche durch die konfessionelle Lage in Deutschland den Verfassern gestellt wurde, war die vielleicht unlösbare, aber doch ganz ernsthaft zu verfolgende: ihren französischen Glaubensgenossen zu zeigen, daß nicht nur sie selbst (das Volk des preußischen „Kulturkampfes“) nicht den Schatten eines antikirchlichen Anteils an diesem Kriege auf sich zu dulden brauchen, sondern daß auch Deutschland als Ganzes — einschließlich der protestantischen Mehrheit — seinem innersten Wesen nach zu einer solchen Absicht unfähig war und ist. Die apologetische Aufgabe kommt hier dem protestantischen Teil und seiner Einschätzung in einem Grade zu gut, wie das, trotz gelegentlicher Hervorkehrung gemeinchristlicher Interessen von katholischer Seite auch sonst, wohl noch niemals der Fall gewesen ist. Mit welcher Unbefangenheit und Freiheit diese Haltung eingenommen werden kann, sieht man am schönsten an Pfeilschifter, wenn er S. 262 bis 268 Seelsorge und Frömmigkeit auch unsrer protestantischen Truppen beschreibt. (Selbst der Evangelische Bund wird hier S. 267 in positivem Zusammenhang schlicht mit aufgeführt.) Weit schwieriger war Kiefls Auftrag zu erfüllen. Er muß durch einen geschichtlichen Einblick und prinzipiell dem willigen Franzosen die Frage lösen, wieso die 24 Millionen Katholiken mit den 60 Millionen Protestanten überhaupt gemeinsame Sache zu machen vermögen. Ich kann nur sagen: er tut das mit Kenntnis, Geschmack und Charakter. Wenn er freilich meint, (S. 333) daß wir Evangelischen das Heil in dem Entwicklungsgedanken, die Katholiken es im Bewahren des bis ins Kleinste un-

veräußerlichen Lehrgutes erkennen, so können wir seine Formulierung unsrer Glaubensart nicht ohne Widerspruch hinnehmen; aber selbst diese seine Unterscheidung ladet mehr zum weiteren Austausch ein, als zum Auseinandergehen. Und kurzum, man soll das lesen. — Darnach wird man wieder zurückgeführt zu politischen, sozial-politischen und Kulturfragen, in recht bedeutenden Artikeln. Der Historiker Grauert (Ehrendoktor von Löwen) schreibt über „deutsche Weltherrschaft", Briefs über „Staat, Freiheit und Militarismus", Pieper über „deutsche soziale Kultur", Muth über „deutsche Art und Kunst", Bischof Faulhaber über „unsere religiöse Kultur". Der bischöfliche Beitrag wird mit besondrer Aufmerksamkeit gelesen werden. Den sehr wirksamen Schluß macht mit dem Kapitel über „Heidenmission" auch ein Berufener, Schmidlin.

Die Franzosen gedachten es böse mit uns zu machen. Sie haben uns Deutschen dies gute Buch geschenkt. Wir wollen es nicht mit zu großen Hoffnungen für unsre konfessionelle Zukunft belasten: das wäre nicht weise. So wie es ist, bleibt es eine der erfreulichsten Gaben, die uns Deutschen bisher der Krieg gebracht hat. R

Kleine Mitteilungen. Es ist dafür gesorgt, daß die konfessionellen Friedensbäume nicht in den Himmel wachsen. Am 21. November hat Papst Benedikt XV. beim Empfang des Vorstandes der Opera della Preservazione della Fede in Roma, also des „Werkes zur Erhaltung des Glaubens in Rom", in starken Ausdrücken das Eindringen protestantischer Religionsgesellschaften in die heilige Stadt beklagt. Die Deutsch-Evangelische Korrespondenz behandelt dieses Ereignis in Nr. 50 bis 55; sie bringt in Nr. 52 den Wortlaut der Rede nach dem Osservatore Romano italienisch und deutsch, und an diesem ist also nicht zu zweifeln. In Nr. 1054, Morgenausgabe, der Kölnischen Volkszeitung folgte eine Erklärung des Kardinals v. Hartmann in Köln, welche die Deutung abweist, als habe der Papst „im mindesten daran gedacht, die deutschen Protestanten zu kränken". Eine ähnliche Versicherung ist an die preußische Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhle ergangen. Die Zeitungen haben sich einer weiteren Erörterung des Zwischenfalls zu enthalten. Und das ist auch ganz gut.

Zu dem Artikel Der Sieg des Deutschen sei erinnert an das Wort desselben Verfassers: Jenseits des Kriegsziels, in Nr. 28 d. v. J. Er ist damals besonders beachtet worden, und der Herausgeber weiß sich mit diesen Ausführungen vor anderen eins.

Unter den Lutherworten oben Spalte 14 fehlt eines, das notwendig in diese Reihe gehört: Tischreden, bei Förstemann und Bindseil 4, 129. Diese Fundstelle war uns eben jetzt nicht zugänglich; das Stück folgt gelegentlich. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 10. Januar 4 Uhr im Kaiserhof: Das Problem der sexuellen Ethik. Dr. Meyer-Benfey.

Leipzig. Freitag 14. Januar 1916 abends 8 Uhr im Auguste-Schmidt-Haus Dresdener Straße 7 Roter Saal: Christentum und Kirche in Rußland und in den Balkanländern. Privatdozent H. Mulert-Berlin.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 52. 1891 bis 1915 — Evangelisch-Deutsches aus Italien — 7. Ordentliche Generalsynode der preußischen Landeskirche — Der Krieg: Die Tätigkeit der Feldgeistlichen; Elf Monate in der Kirgisensteppe.

Für ein **junges Mädchen** aus gebildeter Familie, durch ungünstige Verhältnisse aus seiner Bahn geworfen, aber gut empfohlen, wird Stellung als **Stütze der Hausfrau** gesucht, am liebsten in einem Pfarrhaus auf dem Lande. Anfragen erbittet Fräulein **Schwarz, Frankfurt a. M.**, Am Schützenbrunnen 15.

Lebensberuf

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein bildet ernstgesinnte, evangelische **Töchter gebild. Stände** im Alter von 20—30 J. unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in Kranken-, Gemeinde- u. Wohlfahrtspflege aus. Gepr. Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen wird ev. 1/2 Jahr der Ausbildung erlassen. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfragen mit Rückporto an Schwester
Carmen Beyreis, Köln-Lindental,
Klosterstraße 63.

Deutsche Worte — Deutsche Lieder

::::: Wie deutsche „Barbaren"-Art ward und in den Völkerkrieg trat :::::

Nichts Neues, aber als reiche geistige Anregungen bietender Lesestoff zu Liebesgaben unsern Soldaten stets besonders willkommen. Sammelhefte 25 Pfg., 20 St. 4,30, 100 St. 19 Mk. postfrei gegen Kassa oder Nachnahme

Druckerei Bauer in **Marburg**

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegebben von **Dr. Fr. Naumann,** M. d. R.

bringt in wertvollen Originalaufsätzen hervorragender Mitarbeiter ein getreues Spiegelbild aller politischen und sozialen Ereignisse.

Fr. Naumann und **Gertrud Bäumer**
schreiben in jeder Nummer
die **Kriegs- und Heimatchronik,**
eine einzigartige, umfassende Darstellung aller Kriegsereignisse vor und hinter der Front.

Ein Probemonat unverbindlich kostenlos vom
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

Christenglaube in Krieg und Frieden
1. Im Krieg
Von
Martin Rade

Kriegs-Andachten der Christlichen Welt. Preis 1.50 Mk. Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Voreinsendung von 1.50 Mk. direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Wunder der Welt
Historischer Roman von Franz Herwig

255 Seiten mit Umschlag
v. Rich. Grimm-Sachsenberg
Fein broschiert 1,80 Mark

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. **Berlin-Schöneberg**

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 447 076 030 M. Vermögensbestand 178 653 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1914: 3 523 218 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von 1/2% der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Allee-Kurhaus Baden-Baden

Modernes Sanatorium für innere, Nerven-, Stoffwechsel-Krankheiten. Herrliche Lage an der Lichtentaler Allee.
Professor Dr. v. Düring :: Dr. Giese
Das ganze Jahr geöffnet — Winterkuren

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.